

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 6 (1902)

**Artikel:** Mephisto in der Dorfschule  
**Autor:** Eichenberger, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574757>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gesamtverkehr annähernd vier Milliarden und die Bilanzsumme betrug 289 Millionen, je in Aktiven und in Passiven; sie steht aber zur Zeit bereits auf 307 Millionen. Die Hypothekendarlehen machten Ende Januar 1902 167 Millionen aus an über 40,000 Titeln. Der Obligationenfonds stand in diesem Zeitpunkt auf 149 Millionen und die Sparkasse-Einlagen auf rund 51 Millionen, die in gegen 100,000 Sparheften gutgeschrieben sind. Das Wechselportefeuille machte 38 Millionen aus und der Kassenbestand fast 29 Millionen, wovon 18½ Millionen in Bar. Die Kantonalbank arbeitet mit einem eingezahlten Kapital von zwanzig Millionen, verfügt über eine Notenemission von dreißig Millionen und besitzt einen Reserve-

fonds von Fr. 8,450,000. Die Hauptbank arbeitet mit etwas über hundert Angestellten, wozu noch 20–30 auf den Zweigstellen hinzukommen. — Die Zürcher Kantonalbank hat unserm Land schon wesentliche Dienste geleistet. Auf den Geldmarkt im Großen hat sie natürlich keinen Einfluß; dagegen ist sie als Regulator und Moderator des Geldverkehrs und der Kapitalbeschaffung in einem gewissen Sinn für die Ost- und Nordschweiz von nicht zu unterschätzendem Einfluß. Es ist anzunehmen, daß gerade unsere Bauern die von ihnen entlehnten Kapitalien zu einem höhern Zinsfuß verzinsen müßten, wenn die Kantonalbank nicht bestände.

C. E.

## Mephisto in der Dorfschule.

Von J. Eichenberger.

Vor einiger Zeit kam ich mit meinem Kollegen und besten Freund Anton wieder einmal auf unser altes Lieblingsthema zu sprechen von dem rätselhaften Leben und Weben in der jungen Menschenseele, wie vielerlei Gefahren das zarte Weibchen ausgesetzt sei, wie leicht es unheilbaren Schaden nehme und wie wichtig darum für den Erzieher die Fähigkeit sei, auch auf seine leiseste und schüchternste Regung mit liebevollem Verständnis einzugehen. „Wohl gilt es für eine allbekannte Tatsache“, äußerte mein Freund im Verlauf des Gesprächs, „daß auch die Kinderseele von schweren Kämpfen und Nöten nicht immer verschont bleibt. Aber nur wer solche in seiner Jugend selber erlebt hat, vermag deren Ernst so recht zu ermessen. Was kann eine Kinderseele nicht alles irreführen, beunruhigen, ja zu Tod ängstigen, wofür wir alten, hartgefottnen Seelen gar kein Verständnis mehr haben, wenn wirs nicht einmal an uns selber erfahren!“

Da ich an dem erregten Ton der Stimme bald merkte, daß mein Freund an ein bestimmtes Erlebnis aus seiner eignen Jugend dachte, so bat ich ihn, es zu erzählen. „Das Tatsächliche an meiner Geschichte“, versetzte er, „ist zwar sehr einfach, sehr unbedeutend; du magst vielleicht darob lächeln oder den Kopf schütteln; aber dennoch sage ich dir: Diese unbedeutende Geschichte hat einst mein Gemüt im Innersten aufgewühlt und mir eine Zeitlang so grausame Seelenqualen bereitet, wie sie in meinem ganzen spätern Leben nie wieder über mich gekommen sind.“ Und mein Freund erzählte wie folgt.

Jenes raschelnde, klappernde, kitzelnde Schultubengeräusch, das auf den, der es nicht gewohnt ist, so nervenerregend wirkt und einschläfernd wirkt, erfüllte wieder das gute alte Loch, in dem wir Jungen täglich ein paar Stunden zu verweilen gezwungen waren, um uns in die Anfangsgründe des Wissens einzuweihen zu lassen. Wenn dieses Loch auch leider gegen die Vorschriften moderner Schulhygiene in gar mancher Hinsicht bedenklich verstieß, so waltete darin dennoch ein freundlicher Geist, und wir Jungen fanden es hier manchmal sogar über alle Maßen gemächlich, zumal im Winter, wenn dem umfangreichen Kachelofen so wohlige Wärme entströmte.

Draußen tanzten große weiße Flocken in dichten Wirbeln nieder. Der erste Schnee des Jahres. Welch erquicklicher Anblick! Wie hüpfen unsre Herzen ihm entgegen im Vorgefühl all der Freuden, die er uns brachte. Leise rieselte er gegen die Fensterscheiben und belegte sie in dichten Schichten, wodurch die ohnehin spärliche Beleuchtung der Schulstube in eigentliche Dämmerung überging. Das genierte uns indessen sehr wenig; waren wir doch heute wieder einmal so recht unter uns und hatten nicht nötig, durch allzugroßen Fleiß uns die Augen zu verderben. Unser Schulmeister nämlich, der sich genötigt sah, sein spärliches Einkommen durch die Erträge einer kleinen Landwirtschafft mit Viehzucht etwas zu vermehren, ließ heute sein Säulein abstecken. Dieses sein alljährlich wiederkehrendes Familienfest brachte auch uns Schülern jedesmal einen guten Tag. Zwar nicht daß wir etwa zum Wurstmahl geladen wurden, — da wäre dem Schulmeister wohl wenig mehr übrig geblieben; denn wir waren immerhin so unfern neunzig bis hundert Stück. Auch wurde die Schule nicht eigentlich ausgefegt. Aber so einmal im Jahr einen halben Tag gleichsam mit sich selber Schule halten zu dürfen, ohne

alle Aufsicht, ledig jedes Zwangs, das war ein köstlicher Spaß, weit köstlicher noch als ein Freibahntag.

Zunächst waren nun alle eifrigt beschäftigt, die Tafel vollzuschreiben, schlecht oder recht, je nach der Gewissenhaftigkeit eines jeden, handelte es sich doch nur darum, eine vollgeschriebene Tafel vorweisen zu können, wenn der Lehrer wieder kam, um uns zu entlassen. In dem Maß, wie die Zahl derer wuchs, die ihrer Pflicht genügt zu haben meinten, schwoll auch das Geräusch an, erst bescheiden wispernd, dann immer lauter und lauter, wie wenn eine Schar Staren an einem fruchtbeladenen Kirschbaum sich gütlich thut.

Was kam da von Hand zu Hand die Bank herauf gewandert? Ein „Mannogel“ war's, eines jener unfreiwilligen Zerrbilder einer Menschenfigur, wie solche von mutwilligen Schulbuben mit Vorliebe angefertigt werden. Einer nach dem andern, der es in die Hand bekam, fügte dem Bildnis etwas bei. Und wie es zu mir gelangte, war das Werk so ziemlich zur Vollendung gediehen. An der vorstehenden spitzen Nase, an dem ebenso spitzen Kinn, sowie an dem dünnen struppigen Haarschopf, der über die Stirn hervorragte, erkannte ich unschwer unsern Lehrer. Es schien mir nur noch das Tüpfchen auf dem i zu fehlen, das ich denn auch alsbald in Gestalt eines ziemlich derben Tintenklecks der Figur unter die Nase setzte.

„Bravo! Bravo!“ ertönt es sofort rings um mich, und alle reckten die Häuse über meine Achseln. „Das ist des Lehrers Jmb! Hihihhi!“ Der Toni hat des Lehrers Jmb gezeichnet. Und flott hat er's gemacht!“

Zur Erklärung des lebhaften Beifalls, den meine kleine Leistung erntete, muß ich erwähnen, daß unser Lehrer ein großer Tabakschnupper vor dem Herrn war. Fast beständig hielt er die geräumige Dose mit dem weiß und braun gefleckten Schildpattdeckel in der Hand. Wenn er sich nun eine Prise nahm, trug sich das jeweilige so zu: er spreizte den linken Daumen weit von den übrigen Fingern weg; dadurch entstand auf der Oberseite seiner sehnigen dünnen Hand, gerade hinter dem Daumen, ein ordentlich tiefes Grübchen von nahezu dreieckiger Form. Dieses wurde nun mit Schnupftabak aus der Dose reichlich gefüllt, vorsichtig, daß auch nicht ein Stäubchen daneben fiel, worauf die Hand zur Nase fuhr, die das schwarzbraune Häufchen in langen, wohlbedachtigen Zügen einsog. Noch sehe ich den Ausdruck unsäglichen Behagens, der sich alsdann über das ganze runzelige Gesicht des alten Mannes verbreitete, indem er noch lang wie lieblosend die Hand gegen die Nase drückte, da längst kein Körnlein mehr in dem Grübchen war.

So oft nun irgend eine Bosheit oder allzugroße Dummheit der Schüler dem Lehrer die Nöte des Jorns ins Angesicht treiben wollte, nahm er sich immer eine Prise, ehe er drein fuhr. Da aber das umständliche Verfahren dabei immerhin einige Zeit in Anspruch nahm, so konnte inzwischen der Jorn etwas verräumen, und die Streiche fielen nachher nicht mehr halb so gesalzen aus, als sonst wohl möchte geschehen sein. Und weil ferner dieses Besänftigungsmittel so während eines Schulhalbtages gar oftmals nothwendig und die Prisen, je nach der Schwere des Falles, manchmal reichlicher bemessen werden mußten, geschah es etwa, daß die schulmeisterliche Nase bei all ihrer Geräumigkeit doch überfüllt wurde. Dann

sammelte sich darunter eben jenes schwarzbraune Klümptchen an, das unter dem Spitznamen „Imb“ uns Buben insgeheim als Zielscheibe schlechter Witze diente. Es hatte nämlich nach Farbe und Form — allerdings in stark verkleinertem Maßstab — ziemlich viel Ähnlichkeit mit einem Bienenschwarm, der sich im Freien an einen Baumast geklumpt hat und den man in unserer Mundart „Imb“ nennt.

Diesen „Imb“ hatte ich aufs allerbeste getroffen; daher der rauschende Beifall von allen Seiten, wo das Blatt mit dem „Mannoggel“ hinkam.

Ich muß jedoch noch beifügen, daß unser alte Schulmeister ein treuer, einsichtiger und geduldiger Mann war, den trotz der Schnupfnase fast alle gern hatten, wenn wir auch hinter seinem Rücken den „Imb“ bespöttelten. Wer weiß übrigens, vor wie mancher überreichten, zornigen Handlung ihn die liebe Gewohnheit des Schnupfens bewahrt hat? Und das kam schließlich doch uns am meisten zu gute. Und hätte ich nur gehnt, wie schwer ich meinen Witz noch würde büßen müssen, ich wäre lang nicht so stolz darauf gewesen!

Auf dem Heimweg von der Schule machte sich zum ersten Mal ein Kerl an mich heran, der in der Folge in mein bisher so harmloses Dasein auf verhängnisvolle Art eingreifen sollte. Trotzdem er mein Mitschüler war, muß ich gestehen, daß ich mich nicht einmal mehr mit Bestimmtheit seines wirklichen Namens erinnere; denn wir alle nannten ihn nur den „Alten“. Er war auch weitaus der Älteste und Größte unter uns und hätte altershalber längst in die Oberschule gehört. Doch saß er nun schon seit Jahren am untersten Platz der letzten Klasse der Unterschule und hat auch seine ganze noch übrige Schulzeit dort abtun müssen. Denn in allem, was die Schule und das Lernen anging, war er ganz erstaunlich dumm. Trotzdem stand er bei uns in einem merkwürdigen Ansehen und besaß über uns eine unglaubliche Autorität, die er keineswegs ausschließlich seiner überlegenen Körperkraft verdankte. Vielmehr glaube ich, der Grund lag darin, daß dieser „Alte“ sich fortwährend alle erdenkliche Mühe gab, sowohl in seinem Äußeren als auch in Reden und Gebärden, überhaupt in seinem ganzen Gehaben einen wirklich Alten vorzustellen. Nie trug er z. B. seinen Schultornister nach Art der andern Knaben, sondern bald wie einen Waidjack über die Schulter gehängt, bald wie eine Patrontasche um die Lenden gegürtet. Beim Gehen zog er die Schultern in die Höhe, trug den Kopf stark vorgebeugt, wie um einen Buckel zu markieren, und marschierte in großen, männlichen Schritten, wobei er fortwährend stark in die Knie knickte wie ein alter Fuhrmann. Meistens trug er sogenannte Kanonenstiefel von seinem Vater, die bei jedem Schritt einen deutlichen Doppelschlag erzeugten. Seinen Leib umschlotterte ein viel zu weiter Rock mit langen Schößen. Ich kann mich nicht erinnern, daß ihm jemals ein Kleidungsstück ordentlich saß; übrigens glaube ich, er würde sich darüber geradezu geärgert haben. Kurz, die äußere Erscheinung, sowie die Mäßen eines fünfundsiebzigjährigen verwitterten Fuhrmanns, das schien des „Alten“ Ideal zu sein. Darum hatte er es auf alles ab-

gesehen, was sich altväterisch und garstig ausnahm. Den „Alten“ interessierten und beschäftigten ganz andere Dinge als uns. In unsern gewohnten Spielen fand er wenig Geschmack und suchte sie auch uns zu verleiden. Er war überhaupt unter uns der Geist, der stets verneint. Kein Ding war so vollkommen, keine Person so unantastbar, der „Alte“ wußte uns den Respekt davor durch eine einzige häßliche Bemerkung zu zerstören. Ueber alles und jedes hatte er ein abschätziges Urteil bereit und gab zu jeglichem Ding von seinem Sief.

Von alldem mochte unser Lehrer wohl manches wissen; denn er behandelte den „Alten“ anders als die übrigen Schüler, wie es mir bisweilen vorkam, mit schier parteiischer Strenge, und wenn sonst der „Alte“ vor niemand Respekt hatte und überall das große Wort führte, gegen unsern Lehrer kam er nicht auf; vor ihm duckte er sich und wagte nur hinterrücks zu brummen.

Dieser Bursche also stellte sich, so lang und so breit er war, mir in den Weg und glockte mich aus großen rollenden Augen an. Dann sprach er mit tiefer, grölzender Stimme: „Toni, also morgen bringst du mir sechs große Rosenäpfel mit zur Schule, verstanden?“ Erst glaubte ich, der „Alte“ beliebe zu scherzen, und belachte pflichtschuldigt den vermeintlichen Witz, wenngleich mir unter seinen Blicken nicht gar wohl zu Mut war. Aber ganz ernsthaft fuhr er fort: „Ja, ja, sechs Rosenäpfel, und das von nun an alle Tage.“ Etwas verdußt sah ich ihm ins breite grinsende Gesicht.

„Aber das thue ich doch nur, wenn ich will,“ wagte meine Wenigkeit einzuwenden.

„Oha, Birschen!“ höhnte er darauf und kramte aus seinem unordentlich gepackten, mit allem möglichen Kram vollgepfropften Schulsack das famose Bildnis, das im Lauf des Nachmittags in der Klasse gezeichnet worden war. „Schau mal daher! Wenn ich morgen die Äpfel nicht kriege, so zeige ich das dem Alten.“ — Er nannte seinerseits den Schulmeister nur den „Alten“.

„Das wirst du wohl bleiben lassen,“ erwiderte ich; „ich hab's ja nicht allein gemacht. Du und alle andern, ihr würdet auch nicht leer ausgehen.“

„Wer hat das da gemacht?“ fragte er, indem er mit dem groben Daumen auf den „Imb“ wies und dabei die Augen noch unheimlicher rollte. „Wer?“

„Nun, wer sonst als ich. Und ihr alles Uebrige.“

„Ich will dir was sagen, Töneli. Schau, um den ganzen Mannoggel schert sich der Alte ja gar nicht.“

„Hier spuckte er mit bemerkenswerter Virtuosität zwischen den Zähnen durch im Bogen über meinen Kopf hinweg — solche Fertigkeit hatte er sich beim Tabakrauchen erworben — „dergleichen hat er schon hundertmal gesehen. Aber mit dem da ist's was ganz anderes; denn was seine Schnupfnase angeht, da versteht er keinen Spaß, der Alte. Das glaube mir! Wenn er den „Imb“ sieht, so zeigt er dich ganz sicher bei der Schulpflege an, und du kommst in den Turm.“

Von alldem, was er mir androhte, wäre höchst wahrscheinlich gar nichts eingetroffen. Aber daran dachte ich nicht. Keinem einzigen Schüler fiel es jemals ein, an des „Alten“ Aussprüchen zu zweifeln. Wie hätte denn ich mir solches herausnehmen dürfen!



Der galante Junggesell. \*)

„Warum willst, um des Himmels Willen! Starg so viel Blumen haben?“  
Um all die Körbe auszufüllen,  
Die ihm die Mädchen gaben.

\*) Wir geben hier die Zeichnung von Joh. Martin Aferi wieder mit gütiger Bewilligung der Zürcher Kunstgesellschaft.



„Aber meine Mutter gibt mir ja nie so viele Äpfel mit,“ wandte ich kleinlaut ein.

„Dann nimm sie dir selber,“ versetzte trocken der „Alte“. „Kurzum, morgen will ich meine sechs Rosenäpfel haben, oder — du weißt, was es gibt.“ — Damit stiefelte er von dannen.

Was war da zu thun? Sechs Äpfel? Die Forderung war am Ende nicht unerfüllbar. Zwar die Mutter hielt mich darin, wie in allem, knapp genug und gab mir selten mehr als einen Apfel oder zwei mit zur Schule. Mußten wir doch unsere Sache aufs Genaueste beisammenhalten, damit, wie die Mutter immer sagte, aus mir einmal etwas werden könne. Aber ich konnte ja, wenn ich abends der Mutter Kartoffeln aus dem Keller holte, noch ein paar Äpfel zu mir stecken. Natürlich nur für ein allereinziges Mal. Hoffentlich würde der „Alte“ nach Empfang der schönen Äpfel ein Wörtchen mit sich reden lassen und das corpus delicti ausliefern.

Darin aber hatte ich mich gründlich verrechnet. „So, die Äpfel sind schön und groß,“ sprach der „Alte“ am Morgen vergnügt grinsend. „Wenn du mir alle Tage solche bringst, so will ich mit dir zufrieden sein. Was ich noch habe sagen wollen — backt nicht deine Mutter heute? Ich habe dich gestern

abend Mehl holen sehen. Ja? Nun, dann bringst du mir morgen deinen Birnenwecken, hörst du?“ —

Und so gings nun fast alle Tage. Der gefräßige Kumpan ließ sich von mir füttern und gedieh dabei gar nicht schlecht, während ich selber vor lauter Bangigkeit und Gemütsbeschwerden ordentlich abmagerte. Denn immer drohte er mir mit Verrat, wenn ich ihm einmal die gewohnte Nkung nicht bringen konnte, oder wenn ich nicht jeden guten Bissen, den ich erhielt, willig mit ihm teilte. Die Mutter, die keine Ahnung hatte, wohin die Sachen alle wanderten, war nicht wenig erstaunt, auf einmal in mir einen so großen Nimmersatt zu entdecken. Den Keller schloß sie bald vor mir ab. Aber der „Alte“ wußte Rat. Er brachte mich auf den Einfall, die Äpfel durchs Kellerloch hinein an eine Bohnenstange aufzuspießen und so herauszuholen. Ich habe es wirklich gethan, wenn auch nicht ohne schwere Bedenken, die mir aber der „Alte“ mit den triftigsten Gründen wegzubisputieren wußte.

„Bah, die Mutter bestehlen! Was heißt das? Gehören die Sachen nicht dir so gut wie deiner Mutter? Kann man denn sich selber bestehlen? Dummes Zeug!“ Dies und ähnliches brachte der „Alte“ vor, und ich wußte nichts darauf zu erwidern; aber den Stein auf meinem Herzen konnte er doch nicht wegdisputieren.

(Schluß folgt).

## Das Denkmal einer Kaiserin auf Schweizerboden.

Mit Abbildung.

Um 22. Mai ward am Genfersee zu Montreux-Territet, wo die Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn so oft und so gern gewieilt und von wo sie im September 1898 den verhängnisvollen Ausflug nach Genf unternommen hat, ein schönes Marmorbildwerk der unglücklichen Fürstin mit einer schlichten würdigen Feier eingeweiht. Schöpfer des

Monumentes ist der Tessiner Bildhauer Antonio Chiattone, dessen Arbeiten die Kaiserin schätzte. In pyramidalem Aufbau zeigt das Denkmal die schlanke elegante Gestalt der hohen Frau ruhig sitzend auf einer von Schlinggewächs umrankten Steinbank. Der Körper ist ins Profil gerückt, während der feine Kopf, um den sich in mehrfachem dichtem Kranz die geflochtenen Haare legen, nach vorn gekehrt ist. Sie lehnt das Haupt an die Linke, die auf einem Stück Gemäuer aufgestützt ist und deren ausgestreckter Zeigfinger an der Schläfe ruht. Mit der gesenkten Rechten hält sie ein zugeklapptes Buch: die Lektüre wird durch Nachdenken unterbrochen; sinnend richtet die Dame den Blick ein wenig nach oben, in dem schönen Antlitz liegt etwas Träumerisches, Melancholisches. Die Fürstin ist kostbar gekleidet. Das weit niederrauschende, sich über den ganzen Sockel ausbreitende Seidenkleid ist an der Taille mit Spizen besetzt, und ein reicher Spitzenkragen umhüllt die Büste. Ueber den Rücken gleitet ein Mantel links hin zur Bank nieder. Quer über dem Schoß liegt, zu angenehmer Unterbrechung der breiten Fläche, ein Brokattuch, von dessen Ecke eine Quaste herabhängt. Die Hände stecken in langen Lederhandschuhen. — Die Ausführung in Marmor zeigt jene virtuose Technik, die ja den Stolz der modernen italienischen Skulptur ausmacht und mitunter verblüffende Wirkungen des Naturscheines erreicht. Von Mailand wohl hat diese neuere italienische Grabmalkunst ihren Ursprung genommen, auf den Friedhöfen von Genua und Mailand feiert sie höchste Triumphe. Die Stoffe sind alle aufs Genaueste charakterisiert, das Detail bis ins Einzelne hinein wiedergegeben, und so ist auch an der Porträtentreue kaum zu zweifeln. Den Eindruck des Reichen, Eleganten hat der Künstler gut erreicht, und die sinnende Haltung entspricht trefflich dem Wesen der geistvollen Frau. — Errichtet aus dem Ertrag einer öffentlichen Zeichnung bildet das Denkmal für den fashionablen Rendezvous-Ort der feinen Welt am Genfersee einen anmutigen Schmuck, es erinnert dauernd an den wiederholten Aufenthalt der Kaiserin in dieser Gegend, dauernd auch erhebt es Einspruch gegen die wahnwitzigen, verbrecherischen Theorien, deren unschuldiges Opfer die hohe Frau geworden ist.

O. W.



Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Montreux, modelliert und in Marmor ausgeführt von Antonio Chiattone, Lugano.